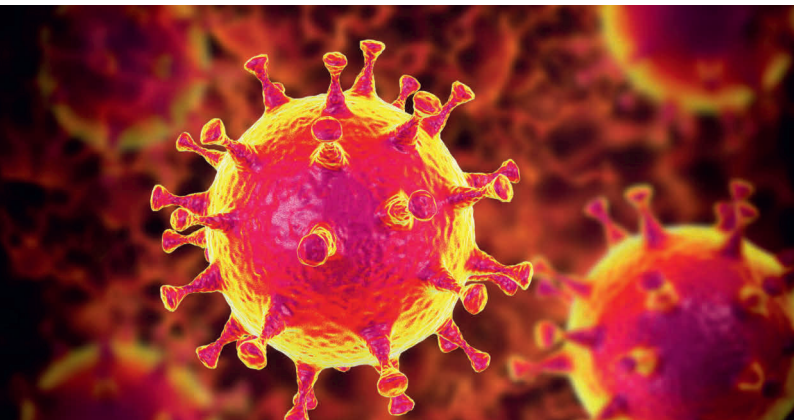


2020
Annus Horribilis



Anno Domini
2020

Dr. Peter Klasvogt
Kolumnen 2020

Bildnachweise:

Titelseite oben - shutterstock © von Kateryna Kon - Coronaviruses, 3D illustration. Novel Chinese Wuhan coronavirus n-CoV 2019-20, MERS, SARS

*Titelseite unten - picture alliance © Friso Gentsch/dpa
Kugel am Weihnachtsbaum*

Umschlagseite 3 - © Kristina Malis

Informationen zu unserer Verarbeitung Ihrer Daten finden Sie unter
<https://www.kefb.de/1618-Informationspflicht-Datenschutz.html>.

Auf Anfrage senden wir Ihnen die Datenschutzinformationen gern auch postalisch zu.

I N H A L T :

Inhalt:

Was für ein Jahr!

Weihnachtliches Innehalten

Zurück zu vermeintlicher Größe?

Schon in Rente?

Was not-wendig ist

Zuversicht

Eine Gesellschaft im Krisenmodus

Schweigeminute

Jedes Leben zählt

Die Freiheit, die ich meine ...

Für eine bessere Welt. Schaffen wir das?

Die Qual der Wahl ...

Gott im Lockdown

Zerplatzte Träume. Neue Chancen.

**Menschlicher Zusammenhalt
in einer zerrissenen Welt**

Corona-Weihnacht

WAS FÜR EIN JAHR!

An dieses Jahr 2020 wird man sich noch lange zurückerinnern: als nichts mehr so war, wie es einmal war. An eine Pandemie, die die ganze Welt in Atem hielt, eine Geißel der Menschheit mit Millionen Toten, dem Kollaps weiter Teile der Weltwirtschaft, der radikalen Infragestellung liebgewordener Gewohnheiten und selbstverständlicher Freiheiten. Die Bilder des medizinischen Notstands auf den Intensivstationen in Bergamo, der Kühltransporter mit den Leichensäcken in New York, der Massengräber und anonymen Bestattungen im Amazonas haben sich tief in das kollektive Gedächtnis unserer Generation eingegraben.

Und über den politischen Diskussionen hierzulande um exponentiell wachsende Infektionszahlen, angemessene Corona-Maßnahmen und dem Geschacher um Lockerungen scheint verloren gegangen zu sein, was sich zu Beginn des Infektionsgeschehens als die große Errungenschaft erwies: die Beispiele praktizierter Solidarität, der Sinn für gesellschaftlichen Zusammenhalt, das Zusammengehörigkeitsgefühl der Menschen über Generationen, Religionen und Ethnien hinweg. Doch je länger die Krise dauert, bringt sie auch unsere dunkleren, egoistischeren Seiten zum Vorschein. 2020 – „annus horribilis“, ein „schreckliches Jahr“? Für manche subjektiv ein verlorenes Jahr, existenzbedrohend und zutiefst verstörend.

Und doch wird in den Annalen später einmal stehen: AD „Anno Domini 2020“. Auch dieses ein „Jahr des Herrn“, das in all den bedrängen-

den und bedrückenden Ereignissen doch auch eine kollektive Erfahrung praktizierter Menschlichkeit war und ist. Auch wenn immer wieder zu besichtigen war, wie selbstüchtig sich manche Menschen verhalten – man denke an Berichte über Panikkäufe und Bilder von Menschen, die Klopapier horten, an Querdenker und Querulanten, Maskenverweigerer und Verschwörungstheoretiker ... –: bei allen Widersprüchen, Ungerechtigkeiten und Verletzlichkeitserfahrungen zeigt sich doch weithin der breite Konsens eines „solidarischen Pragmatismus“ (Heinz Bude), wo Menschen füreinander Verständnis zeigen, aufeinander Rücksicht nehmen, sich umeinander kümmern, sorgende Gemeinschaften bilden. *„Für jeden Panikkäufer gibt es tausend Krankenschwestern und Pfleger, die bis zum Umfallen arbeiten. Für jeden Horter gibt es Tausende, die sich in Facebook- und WhatsApp-Gruppen voller Hilfsbereitschaft in der Nachbarschaft organisieren. Diese Bereitschaft zur Zusammenarbeit und die Uneigennützigkeit, die sich explosionsartig innerhalb kürzester Zeit gezeigt haben, beeindrucken mich ungemein“*, so der Historiker und Erfolgsautor Rutger Bregman. Der Mensch sei „im Grunde gut“, so seine wissenschaftlich fundierte These, die überraschend an die biblische Sicht des Menschen anschließt, *„Gott sprach: Lasst uns Menschen machen als unser Abbild, uns ähnlich.“* (Gen 1,26). Der Mensch, geschaffen nach Gottes Bild und Gleichnis: Mitteilung, Freiheit, ewiges Leben. *„Gott sah alles an, was er gemacht hatte: Es war sehr gut.“* (Gen 1,31)

Gerade in einer Zeit kollektiver Ohnmacht und Bedürftigkeitserfahrungen bestehen gute

Chancen, dass auch christliche Tugenden wieder an Attraktivität gewinnen: Werte wie persönliche Freundschaft, familialer Zusammenhalt, universale Geschwisterlichkeit – bis hin zu „politischer Nächstenliebe“ (Papst Franziskus): eine Hoffnungsperspektive im Chaos widerstreitender Gefühle, aber auch eine Lebensressource, die Verdichtung geronnener Erfahrung.

Eine Perspektive, die zuversichtlich stimmt: 2020 – ein „Jahr des Heils“: Anbruch einer von Gottes heilender Kraft bestimmten Zukunft.
„Wohlan denn, Herz, nimm Abschied und gesunde!“

Peter Klasvogt

Dortmund-Schwerte, Dezember 2020

Weihnachtliches Innehalten

An der Westfront, Weihnachten 1914. Auf den Lärm der Artillerie folgt plötzlich eine Stille, dann ein Lied. Ein deutscher Soldat tritt ins Niemandsland und singt „Stille Nacht“.

Es war kurz vor Weihnachten, als mich zwei amerikanische Freunde ins Theater einluden. Das Stück, das gespielt wurde: ein Weihnachtsklassiker. "All is Calm" – „Über allem herrscht Stille." Es erinnert an die zwischen den Kriegsparteien ausgehandelte Waffenruhe im Winter 1914. Offensichtlich erschien es den Kombattanten zumindest in dieser ersten Kriegsweihnacht unmöglich oder doch zumindest unangebracht, an dem „Fest des Friedens" aufeinander zu schießen. Weihnachtspause an der Front mitten im Ersten Weltkrieg. Ein hilfloser Versuch, sich etwas Humanität und Zivilisiertheit in das Grauen des Krieges zu bewahren. Doch das war bald vergessen; am Ende des Krieges waren über 20 Millionen Tote zu beklagen.

„Stille Nacht, heilige Nacht" – Auch morgen, an Heiligabend, wird jene alte weihnachtliche Melodie wieder in den Kirchen erklingen und der Sehnsucht nach Ruhe und Geborgenheit Flügel verleihen. Möge die Welt den Atem anhalten und sich darauf besinnen, was wirklich dem Frieden dient! Denn auch heute, in unserer scheinbar so zivilisierten Gesellschaft, brechen wieder alte Gräben auf, stehen Menschen einander unversöhnlich gegenüber, bestimmen Selbstbezogenheit, Gleichgültigkeit und soziale Kälte wieder zunehmend das gesell-

schaftliche Klima... Doch wo sind da die Anwälte weihnachtlichen Innehaltens? Menschen, die vielleicht von den Kirchen enttäuscht, aber doch von der Botschaft der Weihnacht berührt sind: dass Gott bei uns Menschen ankommt – und mit ihm der „Friede den Menschen seiner Gnade“, wie ihn die Engel zu Betlehem verkündet haben. Aber dazu braucht es Botschafter: Christmas People, eine Weihnachts-Friedensbewegung.

„Über allem ist Stille.“ Dazu hätte ich einen überraschenden, aber vielleicht gar nicht so abwegigen Vorschlag: Gehen wir an Weihnachten doch einfach einmal auf den Friedhof und halten Zwiesprache mit den Toten; mit denen, die vor uns gelebt, von denen wir Lebenswertes gelernt, erfahren haben. Menschen, die ihr Leben gegeben haben – oder denen es genommen wurde. Uns konfrontieren lassen mit weihnachtlicher Stille, die zum Nachdenken herausfordert. Auch das wäre eine Kunst der Unterbrechung, Zeit zum Innehalten – und aus dieser Stille Kraft finden für Begegnung, Gespräch, Versöhnung, für einen Neuanfang und die Bereitschaft, mitzubauen an einer Welt, in der aus dem Gegeneinander ein Miteinander erwächst. Und wem dabei der Gedanke kommt, dass ja genau in diese Stille der Menschheit Gottes Sohn hineingekommen ist, liegt damit gar nicht so falsch.

RN, 23.12.2019

Zurück zu vermeintlicher Größe?

„Einszweidrei, im Sauseschritt läuft die Zeit; wir laufen mit“ – oder bleiben stehen, verträumt, nostalgisch, abgehängt. Denn solange die Zeit fortschreitet, gibt es auch ewig Gestirge. Es mag bequem sein, sich der Illusion früherer Heldentaten hinzugeben, sich nach den sprichwörtlichen Fleischtopfen in Ägypten zurückzusehnen oder sich an der eigenen Größe vergangener Tage zu berauschen. Aber man benimmt sich auch der Möglichkeit, beherzt und zukunftsgerichtet die Gegenwart zu gestalten, mithin auch aktuelle Herausforderungen anzunehmen und drängende Probleme zu lösen.

Da nützt es nichts, im Stehschritt oder via Twitter-Accounts großdeutsche Allmachtsphantasien zu beschwören (hat man eigentlich immer noch nicht mitbekommen, in welcher Katastrophe die geendet sind?!). Und da nützt es auch nichts, dem „Pomp“ und der „Glory“ des einstigen Empires hinterher zu träumen und sich mit hochfahrenden Brexit-Gedanken die Tristesse sozialer Verwerfungen schönzureden. Da sind populistische Parolen wie „Making Britain great again“ oder „America first“ verräterisch. Denn in unserer nationalen Geschichte wissen wir, wohin infantiles Imponiergehabe und wahnhaftige Überlegenheitsgefühle führen („Deutschland über alles“). Abgrenzung und Ausgrenzung verhelfen nicht zu alter Stärke, sondern machen im Gegenteil einsam. Doch *„die Welt braucht keine leeren Worte, sondern glaubwürdige Zeugen, Handwerker des Friedens, die offen für den Dialog sind,*

ohne dabei jemanden auszuschließen oder zu manipulieren“, so Papst Franziskus in seiner Botschaft zum Weltfriedenstag 2020.

Da war es berührend, als auf der letzten gemeinsamen Sitzung im Europaparlament die Abgeordneten Arm in Arm die schottische Abschiedshymne „Auld Lang Syne“ gesungen haben: *„Nehmt Abschied Brüder, ungewiss ist alle Wiederkehr“*. Ein emotionaler, wehmütiger Abschied; nicht wenige hatten Tränen in den Augen. Es bleibt die Ungewissheit, ob nach Zeiten der Absetzbewegungen neue Wege zu gemeinsamer Weltverantwortung beschritten werden: jenen *„Dialog von Männern und Frauen [...], die über die verschiedenen Ideologien und Meinungen hinaus nach der Wahrheit suchen“*, wie der Papst anmahnt: *„ein Weg, den wir gemeinsam gehen, indem wir auf das Gemeinwohl bedacht sind und uns dafür einsetzen, das gegebene Wort zu halten und das Recht zu achten.“*

Abkehr und Auszug, so die Hoffnung, dürfen nicht das letzte Wort haben. Und eben jene Hoffnung schwingt denn auch mit, zumindest in der deutschen Fassung des Liedes, das die Europaabgeordneten gemeinsam angestimmt haben: *„Der Himmel wölbt sich überm Land. Ade, auf Wiedersehn! Wir ruhen all in Gottes Hand. Lebt wohl, auf Wiedersehn!“*

RN, 03.02.2020

Schon in Rente?

Neulich beim Bäcker: „*Entschuldigen Sie mal! Darf ich Sie was fragen: Sind Sie schon in Rente?*“ – Die Frage habe ich natürlich mit einer freundlichen Bemerkung weggelächelt: „*Nein, nein. Als Priester müssen wir sowieso bis 70 arbeiten*“ (und dürfen bis zum 75. Lebensjahr weitermachen). Aber insgeheim ist mir diese kurze Alltagsbegegnung, just einen Tag vor meinem 63. Geburtstag, doch nachgegangen. Sieht man mir so deutlich mein Alter an? Bislang hatte ich immer gedacht, dass ich mich doch ganz gut noch gehalten habe. Oder wirke ich umgekehrt so entspannt und ausgeruht wie einer, der den Stress und die Malochie auf der Arbeit hinter sich gelassen hat und befreit von allen beruflichen Zwängen wieder auflebt; der sich vielleicht für einen Spanischkurs an der Volkshochschule interessiert, die nächste Reise plant oder, um fit zu bleiben, jeden Morgen den Hund ausführt (ich müsste mir erst noch einen zulegen).

Ich könnte jene kurze Begegnung bei Bäcker amüsiert unter der Rubrik „Anekdoten“ in mein Lebens-Poesie-Album einreihen. Wäre da nicht ein Satz aus der Bibel, der mich schon seit längerem beschäftigt, jener letzte Wortwechsel des Petrus mit seinem Herrn und Meister, dem auferstandenen Jesus, der ihm auf den Kopf zusagt: „*Als du jünger warst, hast du dich selbst gegürtet und gingst, wohin du wolltest. Wenn du aber alt geworden bist, wirst du deine Hände ausstrecken und ein anderer wird dich gürtet und dich führen, wohin du nicht willst.*“ (Joh 21. 16). Ein Wort,

das nachdenklich macht. Und es stimmt: Da ist nicht mehr jene Ungebundenheit wie am Lebensmorgen, wo man meint, alle Türen stünden einem offen. In all den Jahren bin ich manche Wege gegangen – und andere eben nicht; ich habe Richtungsentscheidungen getroffen; wichtige Ereignisse und nachhaltige Erfahrungen haben mein Leben geprägt. Mit den Jahren sieht man deutlicher, was einen vorangebracht und was einen zurückgeworfen hat, man schaut auf liegen gelassene Möglichkeiten und liebgewordene Gewohnheiten ... Man kann nicht mehr alles machen, und muss es wohl auch nicht. Konzentration auf das Wesentliche ist angesagt.

Es soll beileibe nicht wehmütig oder gar resigniert klingen. Im Gegenteil. Mit dem Blick auf die „Restlaufzeit“ des Lebens sind die Optionen zwar zunehmend begrenzt. Doch bei all dem schleicht sich in mein Bewusstsein vor allem das Gefühl der Dankbarkeit ein: gegenüber dem, der mich bis hierhergeführt hat – und der mich auch weiterhin führen wird: auf Wegen, an die ich möglicherweise noch gar nicht gedacht habe und die mir wohl auch nie in den Sinn gekommen würden. Jene kurze Konversation beim Bäcker hat mir neuen Schwung gegeben: dem meine Hände entgegenzustrecken, der mich auch weiterhin führen wird, und kraftvoll die jeweils nächste Wegstrecke in Angriff nehmen – ob ich nun in Rente bin oder nicht.

Februar 2020

Was not-wendig ist

Die Krise hat einen neuen Namen: Corona. Die Pandemie breitet sich aus. Schulen schließen. Grenzen werden abgeriegelt. Unternehmen geraten in Existenznot. Das gesellschaftliche Leben kommt zum Erliegen. – Doch wie sich vor der Ansteckung schützen? Wohin soll man fliehen? „*Vor Krankheit, Hunger, Pest und Not bewahre uns, o Herre Gott.*“ – Worte aus alten Gebetbüchern, längst schon abgelegt, bekommen plötzlich eine ungeahnte Aktualität, und es zeigt sich, dass der Glaube an die unbegrenzte Machbarkeit ein Mythos ist. Zurückgeworfen auf sich selbst und angesichts all dessen, was unübersichtlich, unvorhersehbar, nicht händelbar ist, stellt sich mit neuer Dringlichkeit die Frage, worauf es ankommt, was zählt, was wirklich wichtig ist.

Wie geht Leben in der Krise? Und was bedeutet politische Verantwortung im Krisenmodus? Führung ist gefragt, Glaubwürdigkeit, unprätentiöse Kommunikation und entschiedenes Handeln. Mit all dem hat die Bundeskanzlerin ja schon reichlich Erfahrung. Man denke an ihren markanten Auftritt in der Staatsschuldenkrise: „*Die Spareinlagen sind sicher*“ (2008) oder an ihre viel kritisierten (aber im Letzten doch bewahrheiteten) Worte auf dem Höhepunkt der Flüchtlings-Wanderung: „*Wir schaffen das*“ (2015). – Nun also die Corona-Pandemie. Auf ihrer ersten Bundespressekonferenz dazu reichten fünf Worte, die wie ein Versprechen klingen: „Wir werden das Notwendige tun!“ (was an Mario Draghis berühmte Zusicherung der Euro-Rettung von 2012 erinnert: Man werde tun, „whatever it takes“).

Das Not-Wendige tun: Das ist zum einen die Zusicherung, dass die Politik den Ernst der

Lage erkannt hat und gewillt ist, alles in ihrer Macht Stehende zu tun, um der Krise Herr zu werden – medizinisch wie ökonomisch, national wie international. Damit verbunden ist aber auch der Appell an einen jeden, das Notwendige zu tun, um Ansteckung zu meiden und sich und andere zu schützen. Besonnenheit ist gefragt, nicht Hysterie; Rücksichtnahme ist angesagt, Gelassenheit und die Bereitschaft, auch Einschränkungen und Beeinträchtigungen hinzunehmen: selbst auferlegte Genügsamkeit eben und der Verzicht auf vieles, was unser Leben sonst so selbstverständlich bereichert hat. So hat sich wohl kaum einer den Verlauf der Fastenzeit vorgestellt. *„Unsere Solidarität, unsere Vernunft, unser Herz füreinander“ sind auf eine Probe gestellt, so die Bundeskanzlerin; bleibt nur zu hoffen, „dass wir diese Probe auch bestehen“.*

Es ist die Renaissance eines etwas verstaubt klingenden Ideals: einer Solidarität, die man *„weder durch Argumente moralisch erzwingen noch als Therapie für ein verwundetes Ich empfehlen kann“* (Bude), und doch ist es beruhigend, dass es möglich ist, das Leben mit vielen zu teilen; dass es den Anderen gibt. Und zu wissen: er ist „wie DU“. In der großen Bedrohung durch einen unsichtbaren Feind, ein tückisches Virus, rückt die Gesellschaft plötzlich zusammen, unbeschadet aller Differenzen, unterschiedlicher Ansichten und divergierender Lebenseinstellungen. Und wenn wir uns auch auf medizinischen Rat hin nicht einmal mehr die Hand geben, so können wir uns doch, so die Kanzlerin mit einem Augenzwinkern, *„eine Sekunde länger in die Augen gucken und lächeln“.*

RN, 16.03.2020

Zuversicht

„Machen Sie's gut, und bleiben Sie zuversichtlich!“ Ein wohlmeinender, bestärkender Gruß, mit dem Ingo Zamperoni jeden Abend die Fernsehnation in die Nacht entlässt. Zuversicht: das ist mehr als der nüchternrationale Appell: Halten Sie durch!, mehr auch als die kämpferischauflehrende Unmutsäußerung: Jetzt reicht's!, weitaus mehr als das fatalistisch apathische Achselzucken: Was kann man da schon machen ... – Jede dieser Haltungen ist verständlich: Die täglichen Infektions- und Mortalitätszahlen, die Reproduktionsrate (R), die Warten auf die Corona-App ... all das bestimmt weithin unser Leben, und uns bleibt nichts anderes übrig, als möglichst „heil“ durch die Krise zu kommen. Und ja, je länger die Krise dauert, desto ungeduldiger werden wir, erst recht, wenn die berufliche Existenz auf dem Spiel steht oder die Nerven blank liegen ob der Enge und der Doppel- und Dreifachbelastung; wenn Beschränkungen teilweise gelockert werden, man selber aber noch vom Shutdown betroffen ist; wenn man seine ganze Hilflosigkeit spürt, voneinander getrennt zu sein, erst recht die Ohnmacht, wenn auch die beste Intensivmedizin nicht jedes Leben retten kann.

Ungeduld, Ärger, Auflehnung, Neid, Fatalismus ... – eine ganze Palette an Gefühlsregungen zeigt sich da, und jede dieser Stimmungen ist für sich genommen verständlich – hilft aber im Moment nicht weiter. Wie kann man da „zuversichtlich“ sein? Zuversicht, so der Duden, meint *„festes Vertrauen auf eine positive Entwicklung in der Zukunft, auf die Erfüllung bestimmter Wünsche und Hoffnungen“*. Das hört sich gut an; aber momentan erleben wir, dass wir nur „auf Sicht“ fahren, dass uns die Übersicht fehlt,

der große Durchblick versperrt ist. Woher also nehmen wir diese Zuversicht, die positive Sicht auf die Zukunft, das Vertrauen, dass am Ende doch alles gut wird?

Psychologen und Managementtrainer sprechen häufig von „Resilienz“: jener Kraft, die in uns steckt, mit der man es vom Boden wieder auf die Beine schafft. Die Fähigkeit, Krisen zu bewältigen und Schicksalsschlägen besser und schneller standzuhalten. Da mag es hilfreich sein, sich daran zu erinnern, dass man schon andere schwierige Zeiten durchgestanden hat; und uns mag beflügeln, dass andere uns zutrauen, dass wir die Probleme lösen können und die Herausforderungen meistern werden.

Wenn von Zuversicht die Rede ist, dann klingt da die urtümliche Bedeutung mit: „sich zu jemandem versehen“, was so viel bedeutet wie „auf jemanden vertrauen“. Das mag uns ermutigen, nicht ängstlich die Augen vor der Zukunft zu verschließen, sondern genauer hinzuschauen und in dem Undurchsichtigen und Unübersichtlichen bereits erkennen, wem man in all dem Ungemach vertrauen kann. Vielleicht gerade so, wie es Menschen schon immer getan haben, wenn sie betend in ihre Not hineinfragen: *„Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen. Woher kommt mir Hilfe?“*, und die schon im Sprechen bereits die Antwort erahnen: *„Meine Hilfe kommt vom Herrn, der Himmel und Erde erschaffen hat“*. Auch dann müssen wir tapfer und vorsichtig tastend vorangehen, aber doch mit einem Grundgefühl der Gottverbundenheit. In diesem Sinn: *„Machen Sie's gut, und bleiben Sie zuversichtlich!“*

*„Populismus ist ein Luxusphänomen,
das man sich leisten können muss.
Es verhält sich parasitär zu einer Normalität,
die ihm als langweilig gilt.
Im Ausnahmezustand dagegen
steigen die Aktien der Sachlichkeit.“*

JAN ROSS

Eine Gesellschaft im Krisenmodus

„Wir fahren auf Sicht“, so lautet die Devise, seit das Coronavirus auch in Deutschland mit voller Wucht zugeschlagen hat. Nach der fast schon legendären Zusicherung der Bundeskanzlerin: „Wir werden das Notwendige tun“, garniert mit dem charmanten Rat, man könne sich ja beim Verzicht aufs Händeschütteln „eine Sekunde länger in die Augen gucken und lächeln“, gingen auch in unserem Haus die Abmeldungen und Stornierungen im 10-Minuten-Takt ein. Was folgte, war eine Kaskade von Krisensitzungen, Abstimmungen mit Gesundheitsamt und Generalvikariat, einem ganzen Bündel an Maßnahmen für unterschiedliche Szenarien bis hin zur Einstellung des laufenden Akademiebetriebs. Kommende und Akademie im Ausnahmezustand.

Doch mit der Krise wächst auch, jenseits von gesellschaftlichem Alarmismus und der Not gehorchendem Aktionismus, das Gefühl der Zusammengehörigkeit, der Sinn für Verantwortung und die Ahnung, dass auch in postmodernen Zeiten nicht alles machbar, nicht alles verfügbar, nicht alles möglich ist. Wenn über Nacht Flüge abgesagt, Grenzen geschlossen und Einreisen mit Quarantäne geahndet wer-

den, dann verliert das Leben etwas von seiner Leichtigkeit. Da wird einem bewusst, wie sehr man unversehens auf sich selbst verwiesen ist, gefangen in einem System von Abhängigkeiten, im Bewusstsein der eigenen Endlichkeit.

Menschsein im Krisenmodus, Selbsterfahrung im gesellschaftlichen Stresstest: das verrät auch viel über einen selbst, die eigene Psyche, aber auch über das Selbstverständnis, über die Stabilität und Belastbarkeit sozialer Beziehungen in einer Gesellschaft. *„In einer ernststen Gefahrensituation wächst zugleich das Bedürfnis nach Professionalität und Erwachsenenheit. Während die Stimmungspolitik der Demagogen, Fantasten und Maulhelden auf einmal sehr viel weniger attraktiv wirkt“*, bemerkt Jan Ross in der ZEIT.

Seriöse Politiker und fachkundige Experten sind gefragt, keine schwadronierenden Entertainer, laienhaften Gesinnungsfreunde oder ideologisierte Meinungsblogger. *„Da wirkt der gesamte populistische Affekt im Moment der Krise eigentümlich fehl am Platz.“* Es ist die Stunde der Demokraten, Renaissance von Rationalität und Professionalität. Der Ernst der Lage, so scheint es, weckt in vielen Akteuren eine professionelle Reife und kollektives Verantwortungsbewusstsein. *„Das größte Risiko ist nicht das Coronavirus“*, schrieb der Rektor eines Mailänder Gymnasiums an seine Schüler, als er die Schule wegen der Corona-Pandemie schließen musste, und empfahl ihnen die Lektüre eines Buchs von Alessandro Manzoni aus dem Jahre 1630, als die Pest die Stadt Mailand heimsuchte. *„Es ist ein lehrreicher, ungemein moderner Text, ich empfehle euch, ihn aufmerksam zu lesen in diesen verworrenen Tagen. Alles findet man*

hier: die Gewissheit, dass Fremde gefährlich sind, den Streit der Behörden, die verzweifelte Suche nach dem Patienten null, die Verachtung von Fachleuten, die Jagd auf Krankheitsüberträger, die Gerüchte, die verrücktesten Heilmittel, das Hamstern von Lebensmitteln, den Ausnahmezustand."

Phänomene, wie sie in der aktuellen Lage nur allzu bekannt sind. Auch bei einem modernen, hoch professionellem Gesundheitssystem, einem funktionierenden Wirtschaftskreislauf, einem funktionierenden Staatswesen mit all den sozialen und digitalen Kommunikationsmöglichkeiten ... geht es letztlich um ganz elementare menschliche Haltungen und Einstellungen, ob man sich in Extremsituationen solidarisch und gemeindienlich verhält oder egoistisch und verantwortungslos. Die Unberechenbarkeit von Ansteckungswegen und die Ungewissheit, wie man sich angemessen schützen kann, ist auch eine Frage des gesellschaftlichen Zusammenhalts. *„Allgemein ist das größte Risiko in solchen Situationen [...] die Vergiftung des gesellschaftlichen Lebens, der menschlichen Beziehungen, die Barbarisierung des zivilen Umgangs. Es ist ein urzeitlicher Instinkt bei einem unsichtbaren Feind, ihn überall zu vermuten. Man ist geneigt, alle Mitmenschen als Bedrohung und potenzielle Angreifer zu sehen. Anders als während der Epidemien des 14. und 17. Jahrhunderts haben wir heute die moderne Medizin an unserer Seite, ihre Fortschritte und Sicherheiten. Glaub mir, das ist nicht wenig."* Aber die Bilder aus eben jener Gegend: Bergamo, Mailand, Lombardei erschüttern: Menschen an Schläuchen und Beatmungsgeräten, die einen einsamen Tod sterben, der Abtransport von Leichensäcken, Massenbeerdigungen oh-

ne Angehörige. Und in all dem Elend hören wir von jenem älteren Priester, der sein Beatmungsgerät einem jüngeren Familienvater abgetreten hat – und zwei Tage später gestorben ist.

Der Schulleiter in Mailand endet mit einem eindringlichen Appell: *„Benutzen wir unsere Vernunft, der wir auch diese Medizin verdanken, um das Kostbarste zu erhalten, das wir haben: unser soziales Gewebe, unsere Menschlichkeit. Sollten wir das nicht schaffen, hätte die Pest in der Tat gewonnen. Ich warte auf euch in der Schule.“* Besser hätte auch ein Kommande- oder Akademiedirektor nicht an alle Mitarbeiter_innen und Referenten, Tagungsteilnehmer und Gäste appellieren können. So schwer es war, das ganze Land in einen Lockdown zu versetzen und das öffentliche Leben lahm zu legen: die Reifeprüfung für den gesellschaftlichen Zusammenhalt beginnt vor allem dann, wenn die allmähliche Rückkehr in die »neue Normalität« erfolgt; wenn es darauf ankommt, mit den neuen, ungleichzeitigen Freiheiten umzugehen, ohne Gefühle wie Ungeduld, Ärger oder Fatalismus aufkommen zu lassen.

Nachdem unsere Einrichtungen noch bis in den Juni hinein geschlossen ist: Kommen wir gereift aus der Isolation zurück, motiviert, das eigene Leben in die Hand zu nehmen und konstruktiv und kompetent unsere Gesellschaft aus dem Geist christlicher Solidarität mit zu gestalten! Damit Menschlichkeit auch heute und morgen ein Gesicht bekommt.

Zwischenraum 2/2020 (05.05.2020)

*„Lasst uns dem Leben trauen,
weil wir es nicht mehr
allein zu leben haben,
sondern Gott es mit uns lebt.“*

ALFRED DELP

Schweigeminute

Ein groteskes, ein verstörendes Bild. Da stehen die Spieler beider Mannschaften, zusammen mit den Schiedsrichtern, um den Anstoßkreis, jeweils auf Lücke, fein säuberlich im Corona-Abstand. Schweigeminute für die Opfer der Corona-Pandemie. Totengedenken vor leeren Rängen, bevor das Geisterspiel angepiffen wird und 22 Spieler wieder hinter einem Ball herjagen. – Banalität des Lebens.

Aber vielleicht lässt sich anders auch gar nicht mit den verstörenden Bildern umgehen, die jeder noch im Kopf hat und nicht so schnell vergessen wird. Menschen auf Intensivstationen an Schläuchen, Ärzte und Pfleger in Astronautenkleidung, Corona-Infizierte, die mit dem Leben ringen und in Einsamkeit sterben. Eine Schweigeminute für die Toten, bevor das Leben weitergeht und wir zur Normalität übergehen.

„Das Leben geht weiter“, sagt man schnell in schweren Zeiten, und wahrscheinlich sind es gerade solche Riten wie Schweigeminuten, die uns helfen, mit verstörenden Situationen fertig zu werden, traumatische Erlebnisse zu

verarbeiten und wieder ins Leben zurückzufinden. Dafür möchte ich an dieser Stelle schlicht DANKE sagen. Ich würde mir aber auch wünschen, dass uns etwas von der neuen Nachdenklichkeit und Ernsthaftigkeit in diesen Corona-Zeiten in der Rückkehr zur Normalität erhalten bliebe. Dass wir gereifter aus der Krise herauskommen, bewusst halten, wie kostbar das Leben ist, aber auch wie gefährdet, wenn wir leichtsinnig damit umgehen.

„Lasst uns dem Leben trauen“, schrieb Alfred Delp aus der Haftanstalt Berlin-Tegel, gerade mal 37 Jahre alt, wenige Wochen vor seiner Hinrichtung durch die Nazis im Februar 1945: *„Lasst uns dem Leben trauen, weil wir es nicht mehr allein zu leben haben, sondern Gott es mit uns lebt.“* – Ein Wort der Ermutigung zum Leben, auch in – vergleichsweise harmlosen – Zeit wie diesen.

K.Punkt 1/2020 (26.06.2020)

Jedes Leben zählt

„Kommst Du mit? Wir gehen demonstrieren.“ – „Wogegen denn?“ – „Falsche Frage: Wofür! Für das Leben. Jedes Leben zählt. Black Lives Matters!“ Ich fand das gut: zum einen, dass unsere jungen Kollegen und Kolleginnen für eine gute Sache auf die Straße gehen wollten; und zum anderen, dass sie mich gefragt hatten, ob ich mitkomme. Es gehe darum, ein Zeichen zu setzen, dass jedes Leben wertvoll ist, egal welcher Nationalität, Hautfarbe, Geschlecht, religiösen Bekenntnisses oder ethnischer Herkunft.

Die Bilder von Tod des Afroamerikaners George Floyd, der durch einen brutalen Polizeieinsatz in Minneapolis ums Leben kam, hatten mich sehr erschüttert. Ich habe dort wenige Jahre zuvor einige Zeit gelebt, im Pfarrhaus der Saint Olaf Catholic Church, und erinnere mich, wie selbstverständlich wir dort miteinander gebetet und gearbeitet, gefeiert und gelacht haben. Ich denke an unsere afroamerikanische Sängerin im Gottesdienst, die indischstämmigen Ministranten, unseren afro-amerikanischen Finanzchef ... Father Patrick, der Pfarrer der Gemeinde, berichtete von der großen Solidarität in diesen Tagen und von dem Engagement, mit dem sich die Gemeindemitglieder für Menschen aller Hautfarben einsetzen. Nicht nur schwarzes, jedes Leben zählt – auch das Leben der Obdachlosen, die nebenan untergebracht und versorgt werden; auch das Leben von armen, meist afroamerikanischen Familien, deren Häuser in einer große angelegten Gemeindeaktion repariert werden (Habi-

tat for Humanity); auch das Leben der Kinder von Immigranten in der Risen Christ School, zu 80% Latinos, die nicht nur schulisch, sondern ganzheitlich gefördert und auf das Leben vorbereitet werden.

Jedes Leben zählt, und nicht nur ein bisschen, sondern ganz, voll umfänglich. Auch hier bei uns, und ich habe den Eindruck: Da ist noch einiges zu tun, auch dann, wenn die starken Bilder der Proteste wieder in den Hintergrund rücken. Die Verpflichtung bleibt, dass wirklich jedes Leben zählt. „Was ist er Mensch, Gott, dass du an ihn denkst“, geht mir ein Psalmvers nicht aus dem Sinn. „Du hast ihn nur wenig geringer gemacht als Gott, hast ihn mit Herrlichkeit und Ehre gekrönt.“ (Psalm 8) Jeder Mensch, gleich welcher Identität: ein Ebenbild Gottes. Jedes Kind, das geboren wird, ein Gottesgeschenk. Wer sind wir, dass wir Unterschiede machen?!

RN, 22.06.2020

Die Freiheit, die ich meine ...

Sonne, Strand, Meer. Eine junge Frau springt von einem Segelboot, schwimmt zum Strand, kauft dort eine Sonnenbrille und bezahlt mit ihrer Kredit-Karte, die sie cool aus ihrem knappen Badeanzug zieht. Die Botschaft, so eingängig wie verführerisch: „*Die Freiheit nehm' ich mir.*“

Ein Werbe-Gag der 90er Jahre, der für das Lebensgefühl einer ganzen Epoche steht: das Leben unbeschwert genießen, ungebunden sein, einfach frei. Auch wenn die Lebenswirklichkeit der meisten Menschen anders aussah: die Werbung bediente ein Versprechen, eine Sehnsucht. Alles ist möglich, alles ist machbar. Und manch einer denkt auch heute noch so.

Doch dass unsere Freiheit keineswegs so grenzenlos ist, hat uns die Corona-Pandemie schmerzhaft vor Augen geführt, auch wenn manche das nicht wahrhaben wollen und ihre liebgewordene Freiheit gegen Abstandsregeln und Maskenpflicht verteidigen. Da kommt es zu unschönen Szenen, wenn Feiernde in Party-Laune alle Vorsichtsmaßnahmen vergessen und zunehmend gereizt und aggressiv auf vermeintliche „Spielverderber“ reagieren, die ihnen Grenzen aufzeigen und an ihre soziale Verantwortung appellieren. Vielleicht ist die Unsicherheit oder auch Unwilligkeit, auf Krisen angemessen zu reagieren, das Resultat der glücklichen bundesdeutschen Jahrzehnte, die uns glauben machte, es müsse einfach immer so weitergehen. Relikte einer Schönwetterrepublik.

Da lässt die neue Sinus-Jugendstudie aufhorchen. Belegten „Freiheit und Erfolg“ jahrelang die Spitzenpositionen im Werte-Ranking, so stehen bei den Jugendlichen heute Werte wie „Familie, Treue und Leistung“ an erster Stelle. Ihnen geht es offensichtlich weniger um Lifestyle als um einen verantwortungsbewussten Lebensstil, weniger um einen zügellosen Individualismus als um den Wert von Gemeinschaft, Gesellschaft, Familie. *„Die Jugend wird ernster, problembewusster und weniger hedonistisch“*, so das Fazit der Forscher. *„Dementsprechend sehnen sie sich vermehrt nach Sicherheit, Halt und Geborgenheit.“*

„Ihr seid zur Freiheit berufen“, ruft der Apostel Paulus seinen Zeitgenossen ins Gedächtnis. *„Nur nehmt die Freiheit nicht zum Vorwand, sondern dient einander in Liebe!“* (Gal 5,13) Eine Mahnung, die auch für uns Heutige nichts an Deutlichkeit vermissen lässt: Freiheit, die nichts mit Selbstverliebtheit zu tun hat, sondern mit Verantwortung und Einsatzbereitschaft. Ich finde es bemerkenswert und ermutigend, dass gerade die jüngere Generation uns daran erinnert, was wirklich die Ideale sind, die die Welt bewegen. Es ist die Freiheit, die ich meine: sie muss sich bewähren in dem Einsatz für das Ganze.

RN, 03.08.2020

Für eine bessere Welt. Schaffen wir das?

Corona-Krise, Klimakrise, Migrationskrise ... – man könnte meinen, das sei ein bisschen viel Krise auf einmal. Und jede dieser Herausforderungen, ohne all die anderen Krisenphänomene zu ignorieren, hat allein schon für sich genommen die Wucht, die ganze Welt in Atem zu halten. Eine Welt, die sich immer mehr all jener erwehren muss, die diese Menschheitsprobleme nicht nur ignorieren oder schlichtweg leugnen, sondern oft auch noch die positiven Kräfte daran hindern, konstruktiv und effektiv an deren Lösung zu arbeiten. Zumindest von den Mächtigen dieser Welt sollte man erwarten, dass sie sich ihre Weltsicht nicht aus Fake News zimmern oder die Welt mit ihren hybriden selbstgestrickten Fake News überziehen, sei es aus narzisstischer Selbstverliebtheit, sei es aus strategisch-politischem Kalkül. Dass sie vielmehr so viel Anstand und Verantwortungsbewusstsein besitzen, dass sie die Wirklichkeit wahrnehmen, wie sie ist (nicht wie sie sie gerne hätten) und das in ihrer Macht Stehende tun, um Schaden abzuwenden und an der Lösung der Menschheitsprobleme zu arbeiten.

Wir erinnern uns: Als Angela Merkel vor fünf Jahren ihr berühmtes und seitdem viel gescholtenes „Wir schaffen das!“ sagte, standen diese Worte nicht nur für die politisch-pragmatische Problemlösungskompetenz der Bundeskanzlerin: darin zeigte sich zugleich das unprätentiöse Bekenntnis zu einem christlichen Humanismus, wie schon der ungewöhnlich emotionale Nachsatz deutlich machte: *„Ich muss ganz ehrlich sagen, wenn wir jetzt*

anfängen, uns noch entschuldigen zu müssen dafür, dass wir in Notsituationen ein freundliches Gesicht zeigen, dann ist das nicht mein Land." Solidarität als moralische Verpflichtung, nicht als politische Inszenierung! Heute, fünf Jahre später, ist die Integration der meisten, die damals bei uns Schutz und Hilfe suchten, gelungen. Den vielen sei Dank, die selbstverständlich und selbstlos dazu beigetragen haben!

Käme es da angesichts all der aktuellen Krisenphänomene nicht ebenso darauf an, selbstbewusst und entschiedene Stellung zu beziehen: für ein solidarisches Miteinander? Wenn Wirklichkeitsleugner und Geschichtsverdreher heute wieder öffentlichkeitswirksam durch die Straßen ziehen und über die Social Media ihre Verschwörungstheorien verbreiten: Sollten da nicht auch die Christen erkennbar sein, in ökumenischer Verbundenheit und interreligiöser Solidarität, unbeschadet aller kircheninternen Differenzen? Gerade in Zeiten, in denen die Corona-Pandemie die Verwundbarkeit und Zerbrechlichkeit unserer Welt schonungslos offengelegt hat, braucht es das Engagement aller Menschen guten Willens, sich für die weltweite Solidarität besonders mit den Armen und Ärmsten einzusetzen. So ist es nur konsequent, dass auf Einladung des Vatikans, immerhin der Stimme von rd. 1,2 Milliarden Katholiken, und der Weltrats der Kirchen, in dem rd. 550 Millionen Christen aus 350 evangelischen, anglikanischen, orthodoxen und altkatholischen Kirchen vertreten sind, in Rom die Vertreter der Weltreligionen, zahlreicher Hilfswerke und Nichtregierungsorganisationen zusammen gekommen sind, um gemeinsam zu

einer weltumspannenden interreligiösen Solidarität aufzurufen. *„Angesichts der Pandemie ist die gesamte Menschheitsfamilie aufgerufen, sich gegenseitig zu schützen und unsere Gesellschaften zu heilen“*, so die Botschaft.

Doch ob wir das „schaffen“, ist nicht ausgemacht. Denn die Interessengegensätze in der Welt bestehen fort, befördert von Machtstreben, Eigennutz und Eitelkeit, die dem Mühen um das Weltgemeinwohl im Wege stehen. Doch der damals mutig-selbstbewusst ausgesprochene Satz „Wir schaffen das“ ist möglicherweise nur die halbe Wahrheit. Denn als Christen wissen wir, dass all unserem Mühen Gottes Beistand und seine Gnade vorausgeht. Im Vertrauen auf ihn, den Gott des Unmöglichen, können wir Großes schaffen. Und ehrlich: Unsere Welt wartet darauf.

K.Punkt spezial 2020 (04.10.2020)

Die Qual der Wahl

Gefühlt schon seit Jahren steht sie da. „Mama Africa“, wie ich sie insgeheim nenne, mit großem Respekt und stiller Bewunderung: wie sie an der Ampelkreuzung an Dortmunds meistbefahrener Straße den vorbeirauschenden Autos unverdrossen ihr Schild entgegenstreckt: „Jesus rettet“. Wann immer die Ampel auf Grün springt, winkt sie unbekümmert all denen zu, die doch im selben Moment schon an ihr vorbeigezogen sind auf ihrer je eigenen Bahn. – Eine ungewöhnliche Demo mit einem gewöhnungsbedürftigen Slogan: „Jesus rettet“. Straßenmission für einen Augen-Blick, und es ist fraglich, ob der Blick der Vorbeifahrenden auch nur für einen Sekundenbruchteil an ihr und ihrer Botschaft hängenbleibt, geschweige denn weiterwirkt.

Auch wenn es nicht jedermanns Sache ist, so plakativ für die eigenen Ideale, Werte und Überzeugungen zu werben: Die Frage stellt sich gleichwohl: Wofür stehe ich? Stehe ich für meine Überzeugung ein, auch wenn andere nichts davon wissen wollen, aggressiv dagegehalten oder die Selbstdarstellung mit einem mitleidigen Lächeln quittieren? Die Kandidatinnen und Kandidaten, die in dem zurückliegenden Kommunalwahlkampf „Gesicht“ gezeit haben und öffentlich, auch plakativ für ihre Positionen eingestanden sind, verdienen jedenfalls Respekt, unbeschadet der jeweiligen politischen Richtung.

Als ich kürzlich wieder einmal an jener besagten Ampelkreuzung vorbeikam, musste ich sie erst suchen, jene liebenswürdige Demonstrantin. Diesmal war sie nicht an ihrem ange-

stammten Platz an der Stadtbahn-Haltestelle, sondern hatte die Seite gewechselt. Dort, wo Dortmunds OB-Kandidaten von großflächig aufgestellten Plakatwänden auf die vorbeifahrenden Autos herabschauten, stand „Mama Africa“ und ihrer Botschaft: „Jesus rettet“. Was für ein Kontrast! Ich musste über die Doppeldeutigkeit ihrer Botschaft schmunzeln, als ich schon längst an ihr vorbeigefahren war. Mit ihrem kleinen Schild zwischen den großen Wahlplakaten kam sie mir vor wie eine lebendige Mahnung an alle Vorbeifahrenden, die richtige Wahl zu treffen – eine Wahl für das Wohl der Stadt, aber auch für das eigene Leben. Denn was im Letzten trägt und hilft (ja, auch rettet), entscheidet sich nicht an der Wahlurne; das geht es letztlich um eine je persönlichen Richtungsentscheidung.

Insofern mag der Appell auch den Kandidatinnen und Kandidaten selbst gegolten haben, die gestern zur Wahl standen. Die eindringliche und auch tröstliche Botschaft: So politisch bedeutsam der Wahlkampf auch gewesen sein mag, und egal, wie die Wahl ausgegangen ist, wer gewonnen oder verloren hat: Es gibt noch etwas Wichtigeres im Leben.

RN, 14.09.2020

» Die Bildung der Laien und die Evangelisierung der beruflichen und intellektuellen Klassen stellen eine bedeutende pastorale Herausforderung dar.«

(PAPST FRANZISKUS, EG 102)

Gott im Lockdown?

Das Corona-Virus geht um. Die zweite Welle ist da, und wir schwimmen mit. Frust, Enttäuschung, Fatalismus ist weithin die Reaktion, aber auch Aufbegehren, Wut, entschlossenes Krisenmanagement. Doch die Pandemie bremst nicht nur die wirtschaftlichen Aktivitäten aus, sie legt sich auch wie Mehltau auf alle Bereiche des gesellschaftlichen und auch kirchlichen Lebens. In der Krise zeigt sich, was trägt, aber auch, was dem Druck von außen nicht standhält und wegbricht. *„Man sieht schärfer, was gut funktioniert – aber auch präziser, was nicht funktioniert“* (Markschies).

Da überraschen auch nicht die Erkenntnisse der groß angelegten Studie des Wiener Pastoraltheologen Paul M. Zulehner „Gott im Lockdown“, der zufolge sich die Abnahme kirchlich gebundener Glaubenspraxis fortsetzen und in Corona-Zeiten eher noch beschleunigen wird. Daran werden auch alle digitalen und hybriden Konferenz-Formate und Streaming-Angebote wenig ändern. Die Krise des Kirchlichen, jedenfalls in Westeuropa, ist der demographisch und kulturell bedingte Mitgliederschwund, ein Schicksal, das die Kirchen auch mit anderen

Organisationsformen teilen. Und wie in allen Großorganisationen wächst auch in der Kirche der Ruf, sich auf das „Kerngeschäft“ zurückzuziehen: auf die Pfarrseelsorge, die Betreuung der Kirchentreuen. Der Rückzug in eine „Beteiligungskirche“ birgt allerdings die Gefahr eines sich selbst genügenden Binnenmilieus. Doch auch die Alternative einer reinen „Dienstleistungskirche“, die sich auf (virtuelle) Angebote verlegt, ohne den persönlichen Kontakt zu suchen und sich neu zu „inkulturieren“, verlöre auf Dauer an Akzeptanz und Relevanz. Beides wäre zugleich eine Unterbietung des Christlichen.

Wenn Papst Franziskus – jenseits der Selbstreferenzialität binnenkirchlicher Nabelschau – die Kirche immer wieder auffordert, an die „Ränder“ zu gehen, dann zielt diese Neuausrichtung des Kirchlichen und Wiederbelebung des Urchristlichen nicht nur auf die Behebung sozialer Missstände. Darin zeigt sich zugleich sein bildungsdiakonischer Ansatz, wenn er – noch als Erzbischof von Buenos Aires und seitdem immer wieder – wörtlich davon spricht, *„nicht nur an die geografischen Ränder, sondern an die Grenzen der menschlichen Existenz: die des Mysteriums der Sünde, die des Schmerzes, die der Ungerechtigkeit, die der Ignoranz, die der fehlenden religiösen Praxis, die des Denkens“* zu gehen.

Daraus ergibt sich ein klarer Handlungsauftrag für die Kirche unserer Tage, *„mit kreativen Methoden, anderen Ausdrucksformen, aussagekräftigeren Zeichen und Worten“* (EG 11) an diesen Rändern für eine neue humanisieren-

de Bildung aus dem Geist des Evangeliums Sorge tragen. Das ist nicht zuletzt auch eine klare Ansage und Arbeitsauftrag für die Katholischen Akademien und die Einrichtungen der Katholischen Erwachsenenbildung. Kirchliche Bildungsdiakonie ist kein „Luxus“, auf den man in Zeiten knapper Ressourcen oder mangelnder gesellschaftlicher Akzeptanz verzichten könnte. Vielmehr braucht es ein kraftvolles, offensives *„Eindringen christlicher Werte in die soziale, politische und wirtschaftliche Welt“* (EG 101). Eben darum braucht es Akademien als gastfreundliche Diskurs-Orte, wo es darum geht, die Wertmaßstäbe des Christentums im Ringen um das rechte Handeln und richtige moralische Urteil unwiderstehlich plausibel zu machen und lebensgestalterisch einzubringen.

„Wir müssen dahin kommen“, so Weihbischof Christoph Hegge, „dass die säkulare Gesellschaft vor allem bei zentralen sozialen und ethischen Themen eine Kompetenzvermutung hinsichtlich der Kirche hegt: Wer Fragen des glückenden Zusammenlebens und der Nachhaltigkeit, des interreligiösen Dialogs wie der persönlichen Lebensführung hat, soll wissen: bei den Katholischen Akademien und bei den Einrichtungen der katholischen Erwachsenenbildung bin ich richtig; hier finde ich ein profiliertes Kompetenzzentrum mit Tiefgang.“

Gerade in einer Zeit, in der die Corona-Pandemie über die ganze Welt einen Lockdown bzw. ein Slowdown verhängt, wo alle Aktivitäten zurückgefahren, Gewissheiten infrage gestellt werden und mit zunehmender Dauer die Unduldsamkeit das Zusammenleben belastet,

ist gerade auch die Kirche mit ihren Dialogorten gefragt, sich mit ihrer sinndeutenden Kraft und lebensgestalterischen Kompetenz an die Ränder der Sorge, des Enttäuschung und der Angst zu begeben – in Weggemeinschaft mit jedem, der nach der Hoffnung fragt, die sie erfüllt.

Zwischenraum, 1/2021 (16.10.2020)

Zerplatzte Träume. Neue Chancen.

„Wir müssen Ihnen leider mitteilen ...“ – so liest und hört man es in diesen Tagen häufig, wenn wieder einmal eine Veranstaltung, ein Treffen, eine Tagung absagt wird, oft mit dem Zusatz: „unter den gegebenen Umständen ist es leider nicht zu verantworten ...“. Der Grund ist immer derselbe: Corona. Diesem unsichtbaren Virus ist schon so mancher Urlaub zum Opfer gefallen, musste manch große Hochzeitsfeier („einmal im Leben“!) dann doch in kleinem Rahmen gefeiert werden. Vom Fußball – der „schönsten Nebensache der Welt“, nur leider ohne Publikum – einmal ganz abgesehen. Und wer weiß, ob Weihnachten mit Familie und Freunden überhaupt noch stattfinden kann!

Eine Zeitlang kann man all das ja noch gut ertragen, aber mit der Dauer und mit der Unbestimmtheit wächst die Ungeduld. Natürlich kann man sich auch mit Maske zulächeln, und natürlich kann man sich auch auf Video-Konferenzen austauschen und zu allen potentiellen Gefährdern und Superspreadern auf Distanz gehen. Doch mit zunehmender Zeit wird auch deutlich, was uns fehlt: menschliche Nähe, ungezwungene Atmosphäre, heitere Gelassenheit.

Leider! Dieses kleine unschuldige Wort des Bedauerns ist momentan nicht wegzudenken aus unserem Alltag; es setzt sich in den Köpfen fest und vermiest einem die Laune. „*Eigentlich wollten wir, hätten wir, könnten wir ... Doch jetzt ... Leider ...*“ Ein Wörtchen, das die Mund-

winkel nach unten zieht und einem die Enttäuschung ins Gesicht malt. Es lässt unsere guten Ideen und großen Pläne noch eine Weile im Raum nachklingen, doch es beschreibt das Leben im Konjunktiv, das eben „leider“ gerade nicht stattfindet.

Aber müssen wir uns von unseren geplatzten Träumen die Laune verderben lassen? Was jetzt nicht geht, soll vielleicht auch gar nicht sein. Mich erinnert jedenfalls die Trauer über die unerfüllten Wünsche an die spöttische Bemerkung des französischen Naturwissenschaftlers und Philosophen Blaise Pascal: *„Wenn du Gott zum Lachen bringen willst, erzähl ihm von deinen Plänen.“* Den leisen Spott möchte man sich verbitten und ahnt doch zugleich, dass den Worten ein tieferer Sinn zugrunde liegt: die Lebenskunst, mit einer gewissen Leichtigkeit und Gelassenheit das annehmen, was ist. Ja sagen zu dem, was kommt. Leben im Augenblick und offen sein für das, was möglich ist. Denn es ist ja durchaus möglich, dass Gott damit auch Gutes im Schilde führt. Wir sollten es nicht verpassen.

RN, 28.10.2020

Menschlicher Zusammenhalt in einer zerrissenen Welt

Die Bilder aus Nizza gehen mir nicht aus dem Kopf: die willkürliche Hinrichtung frommer Kirchgänger, zuvor die bestialische Enthauptung eines Lehrers auf offener Straße in Paris; zuletzt der Amoklauf eines muslimischen Extremisten in Wien, der wahllos auf Menschen geschossen hat. Aber auch jenseits solcher terroristischen Einzeltaten stellt sich die Frage: Gehören Gewaltexzesse und Selbstjustiz, eskalierende Wut und blinder Hass nicht mehr und mehr zum Erscheinungsbild unserer vermeintlich so zivilisierten Welt, ebenso wie die rücksichtslose Durchsetzung eigener Interessen und Meinungen?

Was in den 90er Jahren das Lebensgefühl und Konsumverhalten einer ganzen Generation geprägt hat: „Die Freiheit nehm' ich mir“, zeigt sich heutzutage nicht selten im Gewand kompromissloser Rücksichtslosigkeit, als das selbstgewährte Recht, die eigene Freiheit extensiv auszuleben, und sei es auch auf Kosten anderer, der Allgemeinheit. Dass Freiheit allerdings immer auch „die Freiheit der Andersdenkenden“ ist (Rosa Luxemburg), dass die Bereitschaft zur inhaltlicher Auseinandersetzung und die Suche nach Verständigung, Kompromiss und Konsens nicht Schwäche, sondern Ausdruck innerer Stärke ist, wird dabei leicht übersehen.

Da stimmt es bedenklich, wenn ein Staat und dessen offizielle Repräsentanten, wie in Frankreich dieser Tage geschehen, sich da-

für feiern, dass es jedem Bürger gestattet ist, die (religiösen) Gefühle anderer zu verletzen. Doch wenn selbst das „Recht auf Gotteslästerung“ als höchster Triumph laizistischer Meinungsfreiheit gilt, wo erwachsen dann einer Gesellschaft Ressourcen der Toleranz und des Respekts, der Solidarität und gegenseitigen Achtung, die Bereitschaft zu Generosität und der Übernahme von Verantwortung? Dies war, zumindest in den letzten Jahrhunderten, maßgeblich auch die Funktion der Religion – gerade auch in einem säkularen Staat, der nach einem Wort des früheren Verfassungsrichters Böckenförde „von Voraussetzungen lebt, die er selbst nicht schaffen kann“. Denn in einer zunehmend globalen Welt, in der die Weltgemeinschaft ihre Geschicke und Konflikte nicht mehr separieren kann, sie vielmehr politisch, pandemisch, ökonomisch und ökologisch unentwirrbar miteinander verwoben ist, kommt der kulturellen Prägekraft der Religion eine weltpolitische Bedeutung für das Zusammenleben der Völker zu, im nationalstaatlichen Bereich ebenso wie im nachbarschaftlichen Beziehungsgefüge unserer Zivilgesellschaft.

Mit seiner Enzyklika „Fratelli Tutti“ spielt Papst Franziskus genau darauf an: dass es heute an der Zeit ist, nach dem Versöhnungspotenzial der Religionen zu fragen: nach den spirituellen Ressourcen der christlichen, jüdischen, muslimischen Tradition; ihrer kulturellen Prägekraft und gesellschaftsrelevanten Bedeutsamkeit für Dialog und Verständigung, Gerechtigkeit und Frieden. Wo Fundamentalisten die Religion pervertieren, üben die Religionsführer unserer Tage den Schulterchluss, da

fordert das Oberhaupt der Katholischen Kirche zu auf, Freundschaft und Nächstenliebe über den individuellen Horizont hinaus als politische Kategorie zu verstehen, so dass sie strukturbildend wirken. Und mit einem Schmunzeln fügt er hinzu: „Wenn der jüngste Tag kommt und es genug Licht auf der Erde gibt, um die Dinge so zu sehen, wie sie sind, werden wir viele Überraschungen erleben!“ Darauf sollten wir uns einlassen!

K.Punkt 2/2020 (20.11.2020)

Corona-Weihnacht

„Mir fehlt der Engel“, entfuhr es einer der Umstehenden, die zusahen, wie das Gerüst für den Mega-Weihnachtsbaum wieder abgebaut wurde. Kein Weihnachtsmarkt. Kein Weihnachtsbaum. Und wie es aussieht, muss die Stadt in diesen Corona-Zeiten ohne den Engel auskommen, jene Leuchtfigur, die in anderen Jahren die Spitze des „größten Weihnachtsbaums der Welt“ krönt.

Dabei bräuchten wir gerade in Corona-Zeiten so sehr den göttlichen Beistand, spirituelle Energien, um gegen die trübe Corona-Stimmung anzukommen. Man merkt, wie bei vielen die Nerven blank liegen, der Ton gereizt ist, das Alleinsein den Menschen zusetzt. Der verlängerte Teil-Lockdown zehrt an den Kräften, und manches spricht dafür, dass sich das noch bis weit ins nächste Jahr hinzieht. Mir scheint, dass wir erst in dieser Extremsituation merken, was uns fehlt. Wir leben von Beziehungen, von zwischenmenschlichen Kontakten: dem persönlichen Gespräch, einer liebevollen Umarmung.

Bei Mitch Albom lese ich von seinem Besuch bei seinem alten Professor Morrie, der an fortschreitender Muskellähmung leidet, das qualvolle Sterben vor Augen. Seine Lebensweisheit: „Am Anfang des Lebens, wenn wir kleine Kinder sind, brauchen wir andere zum Überleben, nicht wahr? Und am Ende des Lebens, wenn du so wirst wie ich, brauchst du andere zum Überleben, nicht wahr?“ Seine Stimme sank zu einem Flüsterton. „Aber das

Geheimnis ist: Dazwischen brauchen wir die anderen ebenfalls." (aus: Dienstags bei Morrie)

Mir scheint, dass wir in den Monaten der Pandemie diese Lektion neu lernen: dass die Erfahrung eigener existenzieller Bedürftigkeit uns auch sensibler macht für die Bedürftigkeit des anderen; und dass wir die Spielräume, die wir haben, nutzen können, um dem anderen das Gefühl des persönlichen An-Denkens zu geben, des Trostes, der Verstehens, ob per Telefon, Email, WhatsApp ... – oder dass wir ganz klassisch wieder einmal einen handgeschriebenen Brief verschicken.

Mag sein, dass uns der Engel über dem Weihnachtsmarkt fehlen wird. Dabei sind sie schon längst unter uns, wunderbare Menschen voller Anteilnahme und Hilfsbereitschaft, die sich mit ihren Begabungen und Fähigkeiten einbringen, die ihre Zeit investieren und tatkräftig mit anpacken. Einige wie die „Engel der Nordstadt“ kennen wir bereits. Andere müssen wir noch identifizieren. Nicht auszuschließen, dass manch einer auch in uns selbst solch ein engelgleiches Wesen erkennt. Man muss es ja nicht an die große Glocke hängen. Dann ließe sich auch der verlorene Engel auf dem Weihnachtsmarkt leichter verschmerzen. Denn jene menschenfreundlichen Engel bleiben, auch wenn Weihnachten schon längst vorüber ist.

RN, 07.12.2020

AUSGEZEICHNETE PROJEKTE

beneVolens erhält Förderpreis des Dortmunder Stiftungstags



Die Kommende-Stiftung beneVolens engagiert sich seit vielen Jahren für den Abbau von Ungleichheiten im Bildungssystem. Für ihre vorbildlichen Projekte ist die Stiftung mit dem Förderpreis des 4. Dortmunder Stiftungstags im Februar 2020 ausgezeichnet worden.

www.benevolens.de



Salzburger Dialogpreis für socioMovens

Die europäische Jugendinitiative der Kommende Dortmund socioMovens ist im November 2020 mit dem renommierten Salzburger Hans-Walter-Vavrosky Dialogpreis „Solidarisches Europa“ als innovative Initiative für eine europäische Identität junger Menschen ausgezeichnet worden. www.sociomovens.net



**Wir danken für Ihr Wohlwollen
und Ihre Unterstützung:**

beneVolens. Kommende-Stiftung

Bank für Kirche und Caritas Paderborn
IBAN: DE25 4726 0307 0017 8503 00

socioMovens e.V.

Bank für Kirche und Caritas Paderborn
IBAN: DE62 4726 0307 0023 9003 00

**KOMMENDE
DORTMUND** 
Sozialinstitut

Brackeler Hellweg 144
44309 Dortmund
Fon: 0231 20605-502
klasvogt@kommende-dortmund.de



Katholische Akademie
Schwerte
Bergerhofweg 24
58239 Schwerte
Fon: 02304 477-502
klasvogt@akademie-schwerte.de

Träger der Einrichtungen:



ERZBISTUM
PADERBORN